
Ricarda Huch

Die Wick'sche Sammlung von
Flugblättern und Zeitungsnachrichten
in der Stadtbibliothek Zürich

...ußli.

... Beer in Zürich.

Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1895.

Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich.

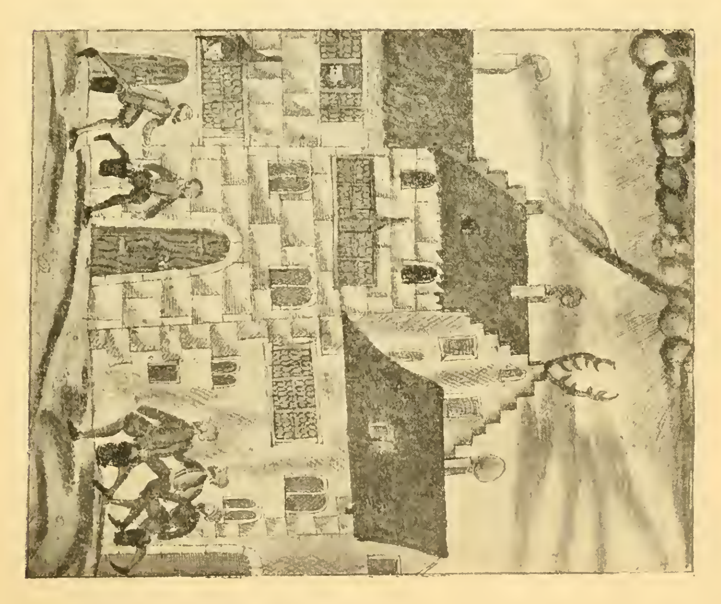
Von

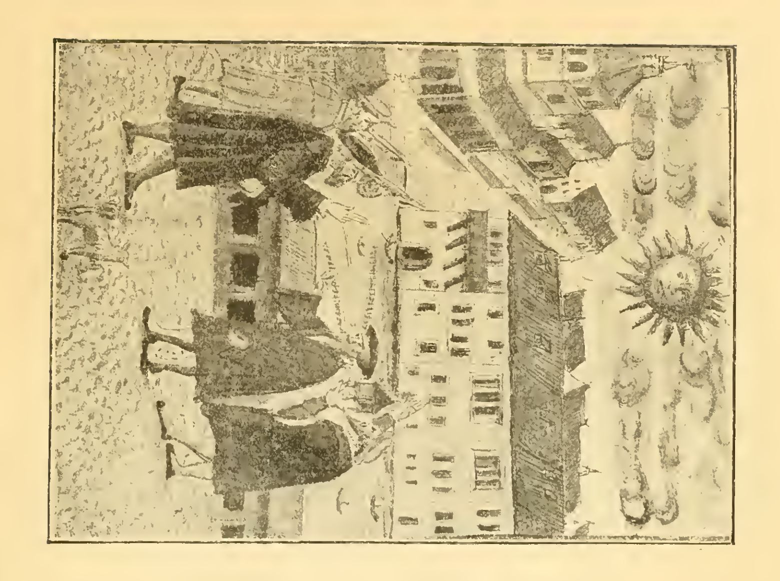
Ricarda Huch.

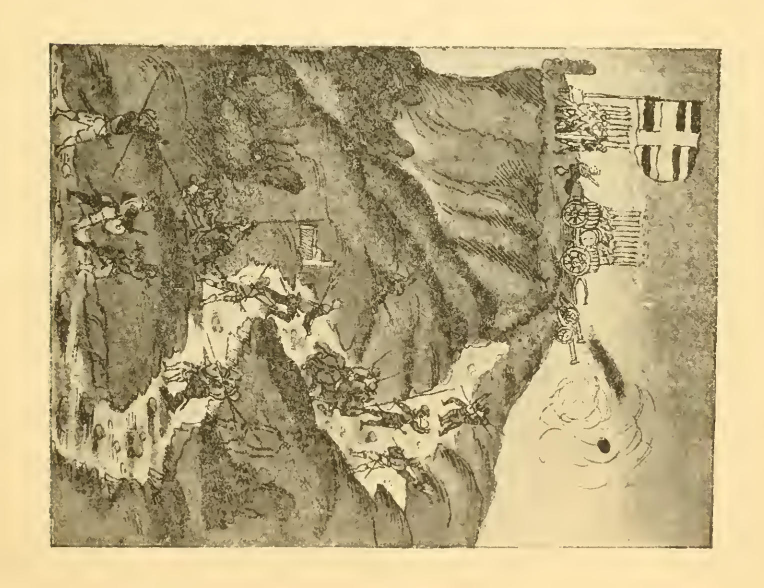
Zürich,
Druck des Art. Institut Orell Füßli.

Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich.













Die Wick'sche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten in der Stadtbibliothek Zürich.

Von **Ricarda Huch.**

Das Wort „Zeitung" bedeutet eigentlich die Kunde von einer Aufsehen erregenden Neuigkeit, in welchem Sinne es auch jetzt noch hie und da gebraucht wird. Jene „newen und selzamen zeyttungen", die im 16. Jahrhundert erschienen, brachten denn auch nur eine einzige Nachricht, oder es war die Anzahl im Titel angegeben. Zeitungen in dem Sinne von öffentlichen, periodisch erscheinenden Blättern, in denen die Tagesnachrichten mit mehr oder weniger Vollständigkeit gesammelt sind, gab es erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Indessen kann man die geschriebenen Neuigkeitsberichte, die schon im 16. Jahrhundert mit einiger Regelmäßigkeit verbreitet wurden, recht wohl als die Keime des heutigen Zeitungswesens betrachten.[1]) Sammlungen von solchen, seien es nun briefliche Zeitungen von Gelehrten und Politikern,[2]) oder von großen Städten aus verbreitete Wochenberichte,[3]) giebt es mehrere in deutschen Archiven.

Als vor allen reich und mannigfaltig dürfte sich die Sammlung von Zeitungen erweisen, die von dem zürcherischen Geistlichen Joh. Jak. Wick in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelegt wurde und jetzt der Stadtbibliothek in Zürich angehört. In 23 Quart- und Foliobänden umfaßt sie die Jahre 1560 bis 1587[4]) und enthält, eingereiht zwischen die handschriftlichen Nachrichten, etwa 900 Druckschriften, Zeitungen und Flugblätter,[5]) so daß man bei eingehendem Studium gewiß Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen geschriebenen und gedruckten Nachrichten würde machen können. Die zahlreichen kolorierten Holzschnitte und die von verschiedenen Händen, zumeist wohl von Wick selbst gemalten illustrierenden Bildchen, die ohne Kunstwert, aber höchst charakteristisch sind und den darzustellenden Vorgang oft in sehr wünschenswerter Weise veranschaulichen, vervollständigen die Anziehungskraft dieser eigenartigen, abwechslungsreichen Sammlung. Mit einem Zeitungsredaktor in unserm Sinne ist Wick insofern durchaus nicht zu vergleichen, als er kein Verbreiter der erhaltenen Nachrichten war; er sammelte nur für sich und seine nächsten Freunde und mag sich als Chronist gefühlt haben, der, was er Wichtiges erlebt, verzeichnet, damit sich später einmal der Leser „größlich verwunderen" mag „ob der Trübseligen Zyth",[6]) in der er lebte. Aber infolge des Materials, das er dazu benutzte, haben seine Bücher für die Nachwelt den Wert einer periodischen Zeitung, die in den Jahren 1560—87 erschienen wäre.

Wenn die am meisten den eigentlichen Zeitungen vergleichbaren, von den großen Handelsmetropolen aus verbreiteten Tagesnachrichten kurze, trockene Mitteilungen des Geschehenen sind, so tragen dagegen die Wickschen Bücher den Charakter des Persönlichen. Es leuchtet ein, daß das den litterarischen Wert des Werkes erhöht, und ist um so mehr als Vorzug anzusehen, als auch jene geschäftsmäßigen Berichte nicht fehlen als Gegengewicht gegen persönliche Einseitigkeit. Der ist auch dadurch vorgebeugt, daß die meisten Nachrichten aus Briefen fließen, wie sie von verschiedenster Seite her an Wick oder andere einliefen. Aber im ganzen ist es doch eine gleichartige Beleuchtung, die mit stark gefärbtem Schimmer über diesen Büchern liegt, und das giebt ihnen ein großartig charakteristisches Gepräge.

Wenn man in den Wickschen Büchern liest, glaubt man mitten in eine fremde Welt hineinversetzt zu sein. Es wird einem zu Mute wie einem, der eine ferne Gegend lange aus den Schilderungen der Bücher kannte und sie nun plötzlich vor seinen Augen sieht: so werden einem alle die Geschichten aus entlegener Zeit, die dem Gedächtnisse geläufig waren, auf einmal deutlich und lebendig, daß man meinen möchte, man sei jetzt erst von ihrer Wirklichkeit überzeugt. Was einem in dieser Welt umgiebt, ist zunächst weniger geeignet, zu erfreuen als zu befremden und zu erschrecken. Wie anders scheint diese Zeit und scheinen diese Menschen zu sein, als alles was uns vertraut ist! Von den Bildern stellt eins um das andere ekelhaft grausame Hinrichtungen, ungeheuerliche Mißgeburten, abgeschmackte Wundererscheinungen oder dann Kriegsbegebenheiten dar; fängt man an zu lesen, so findet man fast auf jeder Seite Stellen, die die unglaublichste Unwissenheit oder Roheit verraten. Scheiterhaufen, Verwüstung, Verbrechen, toller Aberglaube, das scheinen die Dinge zu sein, die eine damalige Zeitung (es sei erlaubt, diesen Ausdruck anzuwenden) ihren Lesern als das Alltägliche brachte.

Aber je mehr wir uns in die Bücher vertiefen und das Bild des Sammlers oder Lesers uns lebendig wird, desto häufiger fallen uns überraschende Ähnlichkeiten mit dem durchschnittlichen Zeitungsleser von heutzutage auf. Es mutet uns so bekannt an, wenn er sich zuerst über die allgemeine Weltlage orientiert, auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sich umsieht und dabei besonders lange bei den haarsträubenden Greuelthaten der Türken und Moskowiter verweilt; wenn er bald eine Nachricht von dem Befinden des bösen Tyrannen Philipp von Spanien, bald eine Beschreibung von pomphaften Festen des deutschen Kaisers wohlgefällig in sich aufnimmt; wenn er sich von Mord und Raub und Feuers- und Wassersnot erzählen läßt und dabei die täglich zunehmende Schlechtigkeit der Menschen und Furchtbarkeit der Naturerscheinungen, die schlimmen Zeichen der Zeit überhaupt bejammert, kurz das Vergnügen des Zeitunglesens nur dann recht genießt, wenn es ihn in eine höchst bedenkliche, den allgemeinen Niedergang weissagende Stimmung versetzt.

Freilich, die Verbrecher von damals waren Hexen, und ihr Mitschuldiger war der Teufel; Folter und Feuer waren die Strafen, und was man prophezeite, war der jüngste Tag. Aber wie viele unserer heutigen Zeitungsleser würden greuelvollere Schilderungen und fabelhaftere Nachrichten gern annehmen, wenn sie ihnen geboten würden! Der allerseltsamste Eindruck, der einem bleibt beim Lesen der Wickschen Bücher, ist der, wie bei allem Wechsel der Zeit die Menschen sich so gleich geblieben sind: mit derselben Lust am Gräßlichen, demselben Hang zum Wunderbaren, demselben Bedürfnis des Moralisierens. Ebenso setzt uns beständig die Erweiterung des Wissens in Erstaunen, die sich seit jener Zeit vollzogen hat. Ihre Wirkung tritt uns zwar hauptsächlich nur in einem beschränkten Kreise von Menschen vollkommen entgegen; in der

Gott hantiert mit Menschen und Dingen, wie etwa die Menschen selbst es an seiner Stelle gethan hätten. Daher streift es an das Sündhafte, nach natürlichen Ursachen zu forschen, weil solche der einen Hauptursache, Gott, gegenüber überhaupt nicht in Betracht kommen. Als das Hagelwetter in Zürich großen Schaden gethan hatte, hören wir: „uff disen hagel haben min gnedig Herren abermals ire alten Mandaten und satzungen ernüwert", und denken erfreut, der Rat werde nun Anstalten treffen, um etwa in irgend einer Weise Vorkehrungen zu treffen zur Verhütung oder nachträglichen Wiederausbesserung allzugroßer Verwüstung durch solche Unwetter. Anstatt dessen müssen wir weiterlesen: „des zutrinken und Gotzlesterens halb, und das allenthalben uff den stuben alleyn 1 topff wyn dryen personen fürgestelt und wyter nütt ufftreyt werden sol. In summa man hatt ein allgemeyne besserung angesähen, wie lang die wären wird weyßt Gott wol".

Höchst unterhaltend und belehrend zugleich ist es, zu beobachten, wie eine natürlichere, vernünftigere Art zu denken aufkommt und um sich greifen möchte, aber beständig von den Andersdenkenden unterdrückt wird. Von dem Erscheinen eines Kometen wissen die „physici" wohl „naturales rationes" anzugeben, aber die Erfahrung bezeugt, daß die Kometen kommen, um Blutvergießen anzuzeigen. Bei Gelegenheit einer Mißgeburt „suchen die Naturkündiger und Weltweise Heydnische Philosophi die ursachen allein in der Materie und der Natur. Aber Gottselige Leute . . . bedenken die sachen auff andere weise und bekennen, daß solchs durch die Sünde verursacht". „Ob etzliche Naturkündiger hiervon (es handelt sich um ein Unwetter) natürliche vrsachen anzeigen möchten, so kann es doch dieses orts nicht hafften," sondern muß als Vorbote des jüngsten Gerichtes angesehen werden. Ein allerliebstes Beispiel dafür, wie sich zuweilen der schlichte Menschenverstand unter dem Wust herkömmlicher Denkart mühselig Bahn bricht, fand ich in der Betrachtung über ein Unglück, das zwei Schwestern zustieß, da ihnen, die das Schlafzimmer miteinander teilten, ihre beiden Kinder verbrannten: „Ist wol ein straff Gottes, die über das Kind und beyde schwöstern gangen, oder doch wol ein anzeigung, die liechter nachts bas zu bewahren." Und ähnlich heißt es in dem kalten Winter 1570/71: wenn auch unsere Sünde die große Teurung und den Hunger gebracht hat, so hat doch nicht wenig dazu geholfen der große langwierige Schnee.

Gott gegenüber steht, ebenso gewaltthätig und ebenso populär, sein Gegner, der Teufel. Nur schwer kann man sich vorstellen, wie es in dem Kopfe von Menschen aussah, die es für zwar auffällig aber keineswegs unmöglich hielten, daß ihnen der Teufel mitten auf dem Marktplatz begegnen könnte; ja, sie mußten förmlich darauf gefaßt sein, denn man hörte täglich von derartigen Unternehmungen des Teufels erzählen, und die gebildetsten Leute sprachen vom Teufel als von einer durchaus gültigen, allgemein bekannten Persönlichkeit. Wick scheint sich den Teufel grün mit roten Punkten vorgestellt zu haben; so malt er ihn wenigstens mit Vorliebe. Er bindet sich aber nicht an einen bestimmten Typus, sondern stellt ihn bald als einen geschwänzten Drachen mit ungeheuren Fledermausflügeln dar, bald menschenartig mit entsetzlicher Fratze.[15]) Einmal läßt er den Schwanz des Teufels anstatt in einen Wedel in einen zierlichen Drachenkopf ausmünden.

Jedes Verbrechen, das auf Erden geschieht, ist ein Zeichen, „das der Sathan in dieser letzten Zeit nicht feyert," sondern eifrig bemüht ist, dem Herrgott Terrain abzugewinnen. Es war damals keine Redensart, wenn man sagte, der Teufel habe jemandem etwas eingeblasen; Wick selbst hat ihn mehrmals

abgebildet, wie er mit dem Blasebalg dem Frevler die Luft zu der dargestellten Unthat eingiebt. Von einer Frau, die ihr Kind erstochen hat, wird gesagt, sie habe es gethan „nicht aus Blödigkeit oder Krankheit, sondern aus Eingebung des bösen Feinds". Sie selbst sagt aus, er habe ihr zwei Stunden lang keine Ruhe gelassen, und zuletzt habe sie ihn als Tier in der Größe eines Hasen aus der Thüre laufen sehen. Es ist interessant zu sehen, wie eine dunkle Empfindung die Menschen antrieb, auf irgend eine Art den Verbrecher der Verantwortung für die begangene Unthat zu entladen; nicht er selbst, sondern der Teufel war der eigentliche Urheber des Frevels.

Ich will auf diese allgemeinen Betrachtungen, die sich aus der Beschäftigung mit den Wickschen Büchern ergeben, einen Überblick über die verschiedenen Gebiete folgen lassen, die in seiner Zeitung vertreten sind. Zuerst aber frägt man wohl: woher kamen dem seßhaften Geistlichen in der Stadt Zürich, die doch nicht gerade ein Mittelpunkt für die politische oder handeltreibende Welt war, die zahlreichen Nachrichten über Ereignisse von allen Enden der Welt? Im zürcherischen Geschlechterbuche heißt es von ihm: collegit ex literis doctorum virorum et editionibus rerum novarum atque narrationibus hominum fide dignorum annales rerum memoriabilium et mirabilium. Damit sind in der That seine Hauptbezugsquellen angegeben: die gedruckten Zeitungen und Flugblätter, Briefe[16]) und mündliche Mitteilungen. Dazu kommen dann noch die kurzen, zeitungsartigen Berichte, wie sie von gewissen Städten aus in Umlauf gesetzt wurden, besonders von Augsburg, Lyon, Straßburg, Chur, Nürnberg, Heidelberg.[17]) Das Amt des Antistes am Großmünster bekleideten zu Wicks Zeiten nacheinander vier Männer: Heinrich Bullinger, Zwinglis erster Nachfolger, Rud. Gwalther, Zwinglis Schwiegersohn, Ludwig Lavater und Hans Rud. Stumpf. Namentlich die ersten beiden waren Männer von großem Ansehen und Ruf; die zahlreichen Verbindungen, die sie im Auslande hatten, der rege Briefwechsel, den sie führten, kam dem Neuigkeitssammler sehr zu statten. Überhaupt muß man bedenken, daß die ganze reformierte Geistlichkeit, wo sie auch in der Welt verstreut sein mochte, eine Art Gemeinschaft bildete; man setzte sich gegenseitig von allem Wichtigen in Kenntnis. Vollends von den schweizerischen reformierten Geistlichen liefen zahllose Briefe bei den Vertretern der Großmünsterkirche in Zürich ein. Überhaupt gab es in der Schweiz wohl kaum einen einigermaßen hervorragenden Bekenner der reformierten Lehre, der nicht in Verbindung irgendwelcher Art mit dem Zürcher Antistes gestanden hätte. Manche Nachricht brachte Christoph Froschauer von der Frankfurter Messe heim; wer weiß, ob er sich nicht eigens umhörte, um dem emsigen Wick etwas Denkwürdiges melden zu können. Joh. Rud. Bullinger, der Pfarrer zu Berg a. Irchel war, schreibt einmal an seinen Vater: „Diewyl ich wol weiß, lieber Vatter, daß du Herrn Joh. Jac. Wiken ein dienst daran thust, so du im dise unfäl mittheilst, so han ich nitt können underlassen auch den leydigen fhal zu mälden." Eine besonders rege Teilnahme scheint Heinrich Thomann, Vogt von Kyburg, dem Wickschen Unternehmen gewidmet zu haben. Er versorgt ihn fleißig mit Nachrichten und entlehnt auch wiederum die Bücher von ihm. Nicht selten besuchten reisende Ausländer das Haus des Antistes; auch Geschäftsreisende, Krämer und Hausierer pflegte Wick auszufragen nach allem, was sie in der Welt gesehen hatten. Kritik scheint er an dem, was ihm erzählt wurde, selten geübt zu haben.

Die politischen Nachrichten nehmen, wie auch in den jetzigen Zeitungen, die erste Stelle in den Wickschen Büchern ein. Was nun in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einem reformierten Geistlichen der Eidgenossenschaft am meisten das Herz bewegte, das waren die großen Religionskämpfe im

Nachbarlande Frankreich, bei denen er sich aus mehr als einem Grunde mitbeteiligt fühlen mußte. Jeder Ausbruch des Krieges dort hatte seinen Wiederhall in der Schweiz, wo unter den Glaubensparteien über die Frage der Hülfeleistung der Streit entbrannte. Die Verbindung zwischen den beiden Ländern war derart, daß Wick beständig über Nachrichten aus Frankreich verfügen konnte. Bald lagen ihm Briefe vor von Schweizern, die im französischen Kriegsdienst standen, bald teilten protestantische Flüchtlinge mündlich das Allerneueste mit. In dem Bande, der das Jahr 1562 umfaßt, finden sich die ersten bemerkenswerten Nachrichten über die Verhältnisse in Frankreich. Da heißt es, Genf habe in letzter Zeit mehr als 500 Prädikanten nach Frankreich geschickt und werde immer noch um mehr gebeten, so daß man Hoffnung auf das Vordringen der evangelischen Lehre haben könne. Die Königin sei „ernstlich und redlich“, wenn nur die, die mit ihr regieren — ein bedenklicher Seitenblick auf die Guisen — ebenso wären. Dann folgt das Blutbad von Vassy, und Haß und Furcht steigern sich in Bezug auf die Guisen; aber der Kardinal von Lothringen soll gesagt haben: haec familiae nostrae ruina erit. Kein Vorwurf wird gegen den Hof laut; die Krone Frankreich wird von den Guisianern unterdrückt, sie halten den jungen König und die Königin gefangen. Als die katholischen Orte beschließen, den Guisen zuzuziehen, findet sich ein Eintrag mit fetter Schrift: „Der erste Zug in Frankrych wider die Hugenotten. Wär dieser Zug erspart, so wär nie kein söllich Blutvergießen gefolget!“ Von Anfang an sagen die Berichte, daß in allen diesen Vorgängen der Papst seine Hand habe; er gebe den Guisianern monatlich 50,000 Kronen, damit sie das Papsttum in Frankreich erhielten. Weil die Königin den Prinzen Condé begünstigt, sagen die Guisen zu ihr, sie sei eine Florentinerin, wenn sie anders wolle als sie, werde man sie nach Florenz schicken. Der Krieg wird geradezu die „Guisische Revolution“ genannt. Umgekehrt schreiben die Katholiken, so der Hauptmann Jac. Fuchsberger, von dem Wick verschiedene Briefe aufgenommen hat, es handle sich nicht um einen Glaubenskrieg, sondern um eine Auflehnung der Hugenotten gegen die Krone. „Wir wüssend auch wol,“ schreibt Fuchsberger unter anderm, „das die Berner sind ußzogen, aber wir achtend si wenig, eb sy zu uns kommend, acht ich, wir werden die Kilwi schon usgemacht han“. Dann sagt er: „Wüssend das schier das ganz Frankrych ist luterisch xin.“ Seinen Tod in der Schlacht bei Dreux 1562 versäumt Wick nicht am Rande zu bemerken mit dem Zusatz: „Sennacherib mußt sin Kopf an dem Volk Gottes zerstoßen, als dir hernach auch geschah.“ Recht interessant ist ein langer Brief des schon genannten Hans Geilinger, in dem er die Schlacht bei Jarnac, in der Condé fiel, ausführlich schildert. Der Admiral Coligny habe im hintersten Treffen der Hugenotten gestanden und Condé, der im vordersten war, entboten, er möge an diesem Tage nicht schlagen. Der Prinz habe geantwortet: „Das wöll gott nit, nu wollan es gylt, vill list vnnd praktik werdend hütt nit helffen, sunder man muß uff hütigen tag mit dapfferer hand daran. — Amiral ist uff synem fürnemmen bliben, hatt nit bysin wollen, hatt sich prynz höchlich beclagt: Amiral, amiral, ir wend üwere schuld mit ander lüten blutt bezahlen und uns an den fleyschbanck füren.“

Ende des Jahres 1571 klingen die Nachrichten aus Frankreich plötzlich hoffnungsvoll. Der König, sagen die Zeitungen aus Augsburg, habe den Admiral zum Connetable gemacht, Frankreich habe sich, zunächst noch heimlich, mit England und einigen deutschen protestantischen Fürsten: Sachsen, Pfalz und Hessen, verbündet. Am 23. April 1572 meldet dieselbe Quelle, England und Frankreich rüsteten gemeinschaftlich. „Gott geb gnad, daß der Hispanier übermut bald end,“ tönt es von protestantischer Seite, wohl nicht ohne frohe Zuversicht. Um dieselbe Zeit wird berichtet, Alba habe sich von einem berühmten

Astrologen die Nativität stellen lassen, und der habe nach langem Zaudern gestanden, innerhalb $3/4$ Jahren werde Alba erhenkt werden, und schon Ende August würden die Niederlande einen andern Herrn haben. Der König handle alle Dinge durch den Admiral, heißt es im Juni, und eine Pariser Nachricht vom 28. Juli sagt, gleich nach der Hochzeit des jungen Königs von Navarra werde der Krieg Englands und Frankreichs gegen Spanien losgehen; derselbe bezwecke zunächst, Heinrich von Navarra das Seinige wiederzuerobern. Überall und täglich sich steigernd ist die hellste Kriegsaufregung zu verspüren, die evangelische Sache scheint ihrem Siege entgegenzugehen.

Das Blatt, auf dem die ersten Nachrichten von der Bartholomäusnacht stehen, ist beschädigt. Soviel ich erkennen konnte, ist ein Brief aus Frankreich vom 28. August der erste, der von dem ungeahnten, entsetzlichen Ereignis spricht. Jetzt wird es an den Prinzen von Oranien gehn, heißt es darin, und in ähnlicher Weise greift eine Panik um sich in allen evangelischen Kreisen. Theodor Beza schreibt aus Genf an Heinrich Bullinger am 1. Sept.: „Nos hic procul dubio eadem condicione sumus et fortasse hoc ad te postremum scribo". Dieselbe Stimmung herrscht in Bern: „vil achtend, es werde das nechst nun an Gänff sein, und also kömmend wir auch in das bad". In St. Gallen will man von Konstanz aus vernommen haben, Alba werde demnächst über die Pfalz herfallen, die V Orte über die reformierte Eidgenossenschaft. Sogleich taucht auch die Ansicht auf, der plötzliche Überfall beruhe auf lang geplanter Verräterei. Am 31. Aug. schreibt der Zürcher Hans Heinrich Lochmann [18]) aus Genf: „Dise Hochzyt ist alleyn angesätzt, darmit die Höupter wurden zusamm gebracht . . . das alles ist verretery vorlangist practiziert." Von der Königin ist im Anfang, soviel ich sehe, nicht die Rede; die Anklagen gehen hauptsächlich gegen den „Mörder Künig" Karl, und mehr noch gegen seinen Bruder Heinrich. Nur eine in Innsbruck gedruckte Zeitung [19]) vom 27. Aug. — so schnell verbreitete sich die Kunde von auffallenden Ereignissen — bringt eine abweichende Auffassung: Gleich nach der Hochzeit habe der König erklärt, er wolle nicht gegen Spanien Krieg führen, da habe ihn der Admiral an die Zusage erinnert, die er dem Prinzen von Oranien gegeben habe, und darüber seien sie in einen Wortwechsel geraten. Danach sei das Attentat auf Coligny geschehen. [20]) Im übrigen herrscht die Ansicht, die ganze katholische Welt sei miteinander verschworen; die Verschwörung bezwecke die Ausführung der Beschlüsse des Konzils von Trient, und die Bartholomäusnacht sei der erste Schlag dieser „Bruderschaft des heil. Geistes", dem bald andere folgen würden. Auf den Frühling des nächsten Jahres erwartet man den Angriff in der Schweiz. Der französische Gesandte hat zwar „blaue Enten ausfliegen lassen", um die Schuld des Königs an dem Morde zu vertuschen, aber „Gott geschweige falsche Zungen", bemerkt Wick dazu. In Paris jubilieren die Pfaffen, man werde nun auch in Deutschland ein solches „Metzgen" halten und dort das Evangelium predigen, wie man es dem Admiral gethan habe.

Aber bald gleicht sich die Stimmung aus. Die Katholiken selbst, wird aus Frankreich gemeldet, seien des Krieges müde; der junge Herzog von Montpensier habe zum König gesagt, für 10, die er erschlagen habe, wüchsen 10,000 wieder, es werde in 20 Jahren kein Friede kommen, und das Reich werde darüber zu Grunde gehen. Die Königin von Spanien, [21]) Karls IX. Schwester, sei von den Spaniern vergiftet, und in Frankreich sage man, es wäre besser gewesen, gegen Spanien zu ziehen und diese Unthat zu rächen, als die Hugenotten zu ermorden. Des Königs Bruder Heinrich, nach dem Tode Karls IX. König von Frankreich, der als die Hauptstütze der Papisten betrachtet wurde, ging nach Polen, um den dortigen

Königsthron einzunehmen; Karl allein glaubten die Hugenotten weniger fürchten zu müssen. Belustigend ist eine Erzählung von der Reise Heinrichs durch Deutschland (auf dem Wege nach Polen), wo die frommen deutschen Fürsten ihn zwar nach Würden empfangen, ihm aber seine mörderische That dermaßen vorhalten, daß er sich doch zuletzt schämen muß. Als er sogar Furcht äußert, wird ihm aber geantwortet, er solle nur getrost sein, man habe ihm freies Geleit zugesichert, und die „hochloblichen Teutschen" seien dermaßen gesinnet, daß sie hielten, was sie zusagten, und „in nütt zu thun pflegten, wie es in Frankrych der bruch". In den Zimmern, wo er logierte, hatte man bildliche Darstellungen der Bartholomäusnacht aufgehängt, „diewyl er aber einen söllichen guten magen, hatt er söllichs alles guttwillig verschluckt". Von Heinrich von Navarra war gleich nach der Hochzeit gemeldet, er gehe mit dem König zur Messe, während Condé sich dessen weigere. Im Jahre 1577 wird einmal die Vermutung ausgesprochen, die Königin von Navarra werde von ihrem Gemahl geschieden werden, um sich mit Don Juan d'Austria zu vermählen, „das glychs zu glychem kömme . . . Die Alt (d. i. die Königin Mutter Katharina) ist zum küng v. Navarra, wird irr zaubery triben, biß Gott der Herr auch ein bnügen hatt".

Aber Wick sollte das ersehnte Eingreifen des Herrn zu Gunsten seines Volkes nicht mehr erleben. Die Nachrichten seit dem Ausbruche des Krieges der drei Heinriche klingen meist trüb und bedrohlich. Eine „nüwe zytung ab einem bsonderbaren Orth" meldete folgende „seltsame Guisianische und Papistische Praktik": 1. Der König von Spanien soll Navarra verderben. 2. Der König von Frankreich soll alle Hugenotten ausrotten. 3. Die katholischen Eidgenossen sollten die reformierten mit Krieg überziehen, damit sie den Hugenotten nicht helfen können. 4. Der König von Frankreich, die Guisianer und Savoyen sollen Genff vernichten, „das mann kheine vestigia sähen khönne". 5. u. 6. Die ganze Macht soll, mit den katholischen Orten der Schweiz vereint, alle Evangelischen in der Schweiz und in Deutschland ausrotten. Der Triumph über das Mißlingen des Pfyfferschen Auszuges vom Jahre 1585 ist die letzte traurig bittre Freude, die ihm in dieser großen Angelegenheit zu teil wurde.

Nächst den Hugenottenkriegen waren die Kämpfe in den Niederlanden das wichtigste Ereignis der Zeit. Handschriftliche Nachrichten darüber finden sich bei Wick nicht so viele wie aus Frankreich, immerhin wird man die bemerkenswertesten Vorfälle doch angezeigt finden. In den zahlreichen Druckschriften, die davon handeln, wiederholen sich unablässig die Schilderungen von den durch die Spanier verübten Grausamkeiten.

Der Zustand der deutschen Länder war nicht so, daß er den Zeitgenossen ein großes, allgemeines Interesse hätte einflößen können. Wir hören hie und da von den Reisen, Festlichkeiten oder von dem Gesundheitszustande [22]) des Kaisers Maximilian. Der Bericht von seiner Krönung ist mit einem großen bunten Holzschnitt ausgestattet, auf dem man sieht, wie der große Ochse, gespickt mit einer Menge kleinerer Tiere, am Spieße gebraten wird. Von seinem Sohne Rudolf wird gesagt, daß er unbeliebt, „nach spanischer Art hochmütig und verächtig" sei. Hie und da findet sich eine geringschätzige Bemerkung über den Reichstag und den Eigennutz der Fürsten. [23])

Im Jahre 1570 will der Kaiser die Fürsten auf einen Reichstag in Nürnberg versammeln, aber sie ziehen es vor, ein Schießen in Ansbach mitzumachen: „also dz den fürsten das schießen mehr angelägen, denn der Rychstag. Wz aber dises bringen wird, wird die zyt wol zu erkennen gäben." Über alle Vorgänge im deutschen Reiche, die irgend von Bedeutung waren, wie die Grumbachschen

Händel, der Kampf um das Erzbistum Köln, wird man gründlich unterrichtet. Auch aus dem Norden dringt manche Nachricht in die Schweiz: Der Sieg der Stadt Hamburg über die Seeräuber, der Widerstand, den das tapfere Danzig dem Polenkönig entgegensetzte. Überhaupt spielt Polen in den politischen Nachrichten eine recht bedeutende Rolle, was uns fremdartig berührt, ebenso wie der gewaltige Einfluß der Türken auf die Weltbegebenheiten.

Die „Moscowiter" tauchen als drohende Wolke am politischen Horizonte auf. Man hört viel von ihnen, aber es hat alles einen fabelhaften Anstrich, sie gelten sozusagen als ein wildes Volk und werden kaum zu den Christen gerechnet. Papisten, Türken und Moskowiter sind ein Symbol für alles Schreckliche, die Geißel Gottes. Merkwürdig sind die widerstreitenden Gefühle, die dadurch in den Protestanten erregt wurden, daß nun doch einmal die gehaßten Papisten gegen die ebenso gehaßten Türken sich verbündeten. Als Venedig Cypern an die Türken verlor, hieß es: „also sucht Gott heim die Venediger und strafft sie, diewyl sy mit dem Bapst ein pündnuß gemacht und die spanisch Inquisition angenommen." Und nun thaten sich Venedig, Papst und Spanier sogar zusammen, um den Türken zu bekämpfen, ja die vereinigte spanisch-venetianische Flotte trug im Jahre 1571 den großen Seesieg bei Lepanto davon. Die Freude der Protestanten war nicht ungetrübt; sie warnten die Eidgenossen, daß sie ja nicht in den türkischen Krieg ziehen sollten, denn Venediger, Spanier und Papisten taugten alle nichts, seien Feinde der Religion. Daß man den Sieg bei Lepanto so rühme, sei nichts als ein „späkli uff die fallen gsezt". Das Siegesfest in Rom erregte Ärgernis: „Zu Rom ist ein Prassen, Tanzen und Mutwillen, das den Heiden zu viel geworden wäre." Den so Gesinnten kam es augenscheinlich recht gelegen, daß sich die Verbündeten bald nach der Schlacht entzweiten, weil jeder sich den Sieg zuschrieb. Vom Papst war man überzeugt, daß es ihm mit der Bekämpfung der Türken doch nicht ernst sei, sondern daß er lieber alle Kräfte der Katholiken gegen die Evangelischen vereinigen wollte.

Mit ganz andern, durchaus freundschaftlichen Gesinnungen blickten die reformierten Schweizer nach England. Freilich sind die Nachrichten von dort verhältnismäßig spärlich und oberflächlich. Von Zeit zu Zeit wird die Entdeckung einer Verschwörung gegen die „fromm Königin uß Engellandt" erwähnt; „die Gott behüt", steht gewöhnlich in Parenthese hinter ihrem Namen. Auch diese Anzettelungen werden als ein Werk der großen papistischen Liga angesehen: vornehmlich der Papst und Alba haben sie angestiftet. Sogar mit den Angriffen auf Genf sollen sie im Zusammenhang stehen; weil im Jahre 1586 ein Attentat auf das Leben Elisabeths mißlingt, sei auch, meinte man, der geplante Überfall Genfs abgestellt. Maria Stuart, „die schönist Fürstin so zu iren zyten gelebt hat", begegnet doppelter Feindseligkeit bei den sittenstrengen reformierten Geistlichen; ihre „unstandhaffte und biegsame" wird als Hauptursache ihres Unglücks angegeben. Auch die Seefahrten der Engländer werden bemerkt, besonders die Handstreiche des „Drack" oder „Drago" gegen die Spanier; an den Inseln, wird bei solcher Gelegenheit einmal gesagt, sei den Spaniern mehr als an acht Niederlanden gelegen.

Daß sich viele auf die Schweiz bezügliche Nachrichten finden, ist selbstverständlich. Das meiste dreht sich auch hier um den großen religiösen Zwiespalt.[24]) Es fehlt nicht an Ausfällen gegen die katholischen Orte, aber im ganzen zeigt Wick, wie mir scheint, ein schönes Bestreben, den Eidgenossen gegenüber an sich zu halten. Daß bei der Nachbarschaft der beiden Parteien unzählige kleine Reibereien vorkamen, die eine feindselige Stimmung unterhielten, ist fast selbstverständlich. Wie einmal ein „Buch-

führer" aus Aarau, der mit evangelischen Büchern nach Einsiedeln gekommen war, der Verbrennung seiner recht kostbaren Ladung angesichts der Einsiedler Kirche beiwohnen muß, führt Wick in einem anschaulichen Bildchen vor.[25]) Für die damaligen Verhältnisse war das eine gelinde Strafe. Nicht selten kommt es vor, daß von katholischer Seite Schmähungen gegen die Reformierten ausgestoßen werden, namentlich gegen die Zürcher, wie daß sie alle Schlemmer, Ketzer und Bösewichter seien. Dergleichen wird dann streng untersucht und bestraft. Einmal hatten Leute von Zug die Gebeine der bei Kappel Gefallenen ausgegraben und Unfug damit getrieben; das gab lange Verhandlungen, die Zürcher waren nur schwer zu begütigen. Ein andermal dagegen wurde eine Wagenladung voll Heiligenfigürchen, die durch Zürich kam, durch mutwillige Buben beschädigt, trotzdem die Obrigkeit alle mögliche Vorsorge getroffen hatte; nun mußte Zürich seinerseits die Gekränkten beschwichtigen. Eine schöne, erfreuliche Episode ist die Besuchsreise, die die reformierten Orte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen im Jahre 1585 zu den katholischen Orten unternahmen.[26]) Sie mochten hoffen, durch dies freimütige Entgegenkommen und Betonen der alten Freundschaft den Bann der immer drückenderen Spannung zu durchbrechen. Im folgenden Jahre wurde der Besuch durch eine Gesandtschaft der katholischen Orte erwidert. Die Zürcher bewirteten die Gäste im Gesellschaftshaus „Zum Schnecken" mit einem prächtigen Mahle, wo es Pfauen, Kapaune und Wildbret gab; der Vortrag der Abgeordneten aber wurde „trutzig und räß" gefunden.

Ein eigenartiger Zankapfel wurde in Gestalt des neuen Kalenders in die Eidgenossenschaft geworfen. Die zahlreichen Nachrichten, die darüber vorliegen, sind merkwürdig und stellenweise belustigend und zeigen, von wie großer Bedeutung diese Angelegenheit war, die immerwährend ins alltägliche Leben eingriff. Die Unterwaldner wollten den neuen Kalender nicht annehmen aus folgendem Grunde: Vor etlichen Jahren sei ein Landmann mit dem Schwerte gerichtet worden, weil er an einem Charfreitag von einem Hasen gegessen habe. Wenn nun der neue Kalender recht, der alte falsch wäre, so würde daraus folgen, daß man jenem Manne seinerzeit Unrecht gethan habe. Als nun in Sargans ein neuer Vogt das Regiment antreten sollte, rückte derselbe — er war von Zug — nach dem neuen Kalender an; der alte aber, der von Unterwalden war, wollte nicht weichen und sagte zu jenem, er solle wieder heimkehren und warten, bis seine Zeit nach dem alten Kalender gekommen sei. Und auf der Tagleistung in Luzern aßen die Boten von Unterwalden Fleisch und Gebratenes, während die übrigen dem neuen Kalender gemäß fasteten. Vollends unwillig waren die gemeinsamen Unterthanen in den Freien Ämtern, die nun zu den alten Fasten die neuen hinzu halten sollten. In St. Gallen und Appenzell zeigte es sich, daß die Sonne am Ostermorgen des neuen Kalenders keinen Sprung that, während sie doch sonst kniehoch gesprungen war: „darus denn nit allein die Evangelischen, sondern auch die Päpstler schließend, das der nüw Calender falsch und der allt gerecht und gut syge." Voll freudiger Anerkennung führen die Reformierten den „schönen Spruch" Herzog Augusts von Sachsen an: „Ich habe den alten Gott und die alte Sonne, dabei will ich bleiben, was geht mich des Papsts Calender an!" Ihnen stand es fest, daß der neue Kalender auch ein Kampfmittel der Verschworenen vom Tridentiner Konzil war; den Ausführungen der Luzerner, es sei gar keine „geistliche Sache", wußten sie aber doch nichts Rechtes entgegenzuhalten.[27])

Ich will nun zu dem übergehen, was das Lieblingskapitel der damaligen Leser, wie eines großen Teils der heutigen, gewesen sein mag, zu den „Unglücksfällen und Verbrechen", die Wick durch zahlreiche Darstellungen, oft mehr als einem lieb ist, veranschaulicht hat. Man kann ihn sich denken, wie er im

langen Rocke vor seinen Büchern sitzt, den Pinsel meistens in grelles Rot getaucht, um die Flammen der Feuersbrünste und Scheiterhaufen, das fließende Blut und die feurigen Gesichte am Himmel zu malen, die Phantasie erfüllt von Bildern des jüngsten Gerichtes, wo all die von ihm verzeichneten Greuel in noch fürchterlicheren Schrecknissen untergehen werden. Fast jede von den vorkommenden Feuersbrünsten, die damals natürlich ungleich häufiger und verderblicher waren als jetzt, ist von Wick durch ein Bildchen verdeutlicht, wo man den „Strahl", der sehr oft die Ursache ist, in starker gerader oder gezackter Linie mit Vehemenz auf sein Opfer herunterschießen sieht. Auch die Hülfeleistenden sind meistens dargestellt, wie sie mit den kleinen Eimern eilfertig herbeispringen. Der Leser mag auf dem als Beispiel beigegebenen Bildchen die Umrisse des sogenannten Schaffhauserhauses an der Oberen Zäune erkennen.[28]) Besonders ausführlich ist die Beschreibung vom Brande des Münsterturmes in Zürich im Jahre 1572.[29])

Auch hier wieder verschärften die Menschen ihr Unglück durch ihre Thorheiten und Leidenschaften. Aus einem Briefe des Pfarrers Tobias Egli[30]) in Chur, in dem er den dortigen großen Brand des Jahres 1574 beschreibt, sieht man, wie die beiden Religionsparteien einander die Schuld an dem Unfall zuzuschieben suchten, indem jede von der andern behauptete, ihre Sünden hätten diese Strafe Gottes hervorgerufen; die Katholiken konnten mit Triumph für sich anführen, daß ihr Gotteshaus nicht mitverbrannt war; nun sähe man, sagten sie, wo der rechte Glaube sei. Recht anschaulich wird einem das Elend, das ein solches Feuer mit sich brachte. Viele reiche Leute sind Bettler geworden; die verbündeten Orte steuern Liebesgaben. Zu dem Boten von Zürich sagen zwei vornehme Ratsherren: „Günstiger und lieber Herr und Bott von Zürich, wie ir üs beyd hie ersähend, also sähend ir lyb und gutt byeinanderen, usgenommen diese zwei Röck, die wir entlent haben."

Eine Feuerwehr gab es insofern, als jeder Bürger einen Löscheimer besaß. Wenigstens sollte es so sein. Nach der großen Brunst in Einsiedeln 1577 verzeichnet Wick als Beschluß des Rates, jeder Bürger müsse einen Feuereimer haben, und jeder, der zum Bürger angenommen werden wolle, müsse vorher seinen Harnisch und Feuereimer präsentieren, fügt aber die Randbemerkung hinzu: „Ward wol davon grett, aber nitt grundlich bschlossen."

Mehr Menschenleben als die Feuersbrünste rafften die fast jedes Jahr auftretenden „Pestilenzen" hinweg. Bei solchen, die in der Schweiz wüteten, finden sich meistens Angaben über die Zahl der Gestorbenen; geht es den Kanton Zürich an, zählt Wick wohl sogar alle Namen der Opfer auf.[31]) Auch hier wird das Übel erst recht unerträglich durch die Sucht, übernatürliche Ursachen der Entstehung einer solchen Seuche aufzusuchen, und zwar eine innere und eine äußere. Die innere ist natürlich die Sündhaftigkeit der Menschen: „Wir Menschen all der meinung sind, Die Krankheit sey ein straaff der sünd", beginnt ein „trostlicher Spruch zur Zyt der Pestilenz" vom Landammann Peter Schuler zu Glarus. Die äußere ist irgend eine dämonische Gewalt, der Gott Einhalt gethan hätte, wenn er nicht eben eine Züchtigung für notwendig hielte. Bei aller Ehrfurcht vor den Entschließungen Gottes hielt man es aber doch für erlaubt, an seinen Werkzeugen furchtbare Vergeltung auszuüben. Im Jahre 1571 war ein großes Sterben in Genf. Allgemach hat, wie Felix Lavater an seinen Vater schreibt, der Rat daran „ein Misfallen genommen", und da hat es sich zuletzt herausgestellt, daß die Krankheit von den schändlichen Hexen kommt, die den Menschen Salben anstreichen. Viele von ihnen, fährt der Briefsteller fort, sind schon getötet, hoffentlich wird man so lange brennen und braten, bis es besser wird. Die Thatsache, daß

die Seuche doch nicht nachließ, trotzdem im Mai 21 Hexen verbrannt, im folgenden Monat 36 verurteilt wurden, öffnete den ganz Verblendeten nicht die Augen: „man wird so viel verbrennen, bis man die Pestilenz hat vertrieben". Dagegen tönt es wie hohe Vernunft, wenn der Berner Rat bei Anlaß einer Pestilenz 13 Diebe vom Galgen nehmen und verscharren ließ, in der Meinung, die Leichen hätten die Luft verpestet.

Die Darstellung von Hexenverbrennungen ist Wick geläufig. Er hat entweder den Augenblick gewählt, wo die Frauen, auf ein Brett gebunden, in die Flammen geschoben werden, oder er malt sie, fast immer mehrere zusammen an einen Pfahl gebunden, mitten im Feuer, das ein ingrimmiger Henkersknecht mit teuflischem Behagen schürt. Das alles würde unerträglich wirken, wenn man nicht überall sähe, wie heiliger Ernst es den Menschen mit ihrem vermeintlichen Kampf gegen den Teufel war. Andrerseits scheinen zuweilen gerade Leute aus dem Volke, aus ganz ungelehrten Kreisen, den allgemein herrschenden Aberglauben — natürlich ohne bewußt darüber zu stehen — betrügerisch ausgenutzt zu haben. Wenn z. B. ein Ehemann seine Frau als Hexe verklagt, weil er sie eines Nachts selbst mit Prügeln nicht habe aufwecken können, woraus erhelle, daß sie eine Hexe und zu der Zeit an der Teufelssynagoge gewesen sei, so kann man sich des Argwohns nicht entschlagen, als sei der Mann von böſem Willen gegen seine Frau geleitet worden. In einem andern Falle, der nicht geringen Raum in den Wickschen Büchern in Anspruch nimmt, ist der Betrug noch deutlicher ersichtlich. Ein Ehepaar drang auf Trennung, weil der Teufel sie, die miteinander nah verwandt waren, erbärmlich zu plagen pflege, sowie sie beieinander seien, während er sie in Frieden lasse, wenn jedes für sich lebe.[32]) In dem Teufel, von dem die unglücklichen Hexen in ihren Bekenntnissen so viel zu erzählen haben, glaubt man oft einen geriebenen Bauer zu erkennen, der die Leichtgläubigkeit der Frauen ausnützt. Wenigstens fällt es auf, daß er ihnen fast immer in Gestalt eines nach der gewöhnlichen Art gekleideten Mannes, oft sogar eines bekannten erscheint. Grade das gewährt diesen sonst in mancher Hinsicht widerwärtigen Geschichten einen eigenartigen Reiz, daß sie wie ein buntgewirktes dünnes Gewebe sind, durch das hindurch man hie und da den angedeuteten Umriß der Wirklichkeit erblicken kann. Phantastischere Beschreibungen von der Erscheinung des Teufels sind seltener und rühren meist nicht von den Hexen selbst her, sondern von Unbeteiligten, die nachts etwa durch einen Wald gekommen waren und etwas gesehen haben wollten. Die angeklagten Hexen gaben wohl mißdeutete, verunstaltete Wirklichkeit, die anklagenden Männer die Ausgeburten ihr halb gelehrten, halb ausschweifenden Phantasie. Nach einer Beschreibung der letzteren Art hat der Teufel im langen Rock auf einem aus Schlangen geflochtenen Thron gesessen. Aus dem Rock ist ihm ein langer Wedel fürgegangen, damit hat er gewedelt, „wie die Hunde und etliche Thiere thun". Die thatsächliche Ohnmacht der Hexen zu erklären, fehlt es nie an Gründen, die Nutz- und Zwecklosigkeit der ihnen vorgeworfenen Verbrechen scheint niemand aufgefallen zu sein. Einmal haben sie die Früchte deshalb nicht verderben können, weil die armen Leute, wie der Teufel selbst entschuldigend eingesteht, so zu Gott geschrien haben, daß er ihnen einmal wieder eine gute Ernte hat geben müssen. Einmal werden in Bremgarten 5 Hexen verbrannt, weil sie einen Hagel gemacht haben, der eigentlich über das Kloster Muri gehen sollte, sich aber weiter ausdehnte, als sie gemeint hatten. Eine Hexe wird verurteilt, weil sie ihre eigenen Schweine verdorben hat. Als etwas Besonderes fiel mir auf, daß in Kopenhagen Hexen verbrannt wurden, weil sie aufs Meer hinausgefahren waren und die Fische, besonders die Heringe, verflucht hatten, daß man ihrer

keinen fangen konnte, sondern alle sich hinweg gemacht hatten.[33]) So gestaltet jedes Land den Hexenglauben nach seinen Umständen; in Dänemark sind sie seefahrend, während sie in den Binnenländern sich mehr mit dem Ackerbau abgeben, höchstens einmal im Wald oder auf den Bergen sich mit ihresgleichen lustig machen.

Bekanntlich waren aber auch die Männer nicht ganz sicher vor dem Teufel, es kamen Hexenmeister vor, wenn auch bei weitem seltener als Hexen, oder er übte sonst seine Listen an ihnen aus. So geschah es einem frommen, etwas trunksüchtigen Manne aus dem Kanton Luzern, daß er auf dem Wege durch ein Gehölz begriffen, plötzlich ein Rauschen hörte, „als wenn ein großer ymb daherflugi, glych daruff trommen und pfyfen und allerley seytenspil." Dies war der Teufel, der den arglosen Mann nach Mailand entführte. Da er nach zwei Jahren in die Heimat zurückkehrte, sah er sich selbst nicht mehr gleich, so daß ihn niemand wiedererkannte.

Um den großen Unzuträglichkeiten, die das Treiben des Teufels mit sich brachte, zu begegnen, konnte man sich an sogenannte Teufelbeschwörer wenden, die gegen Entgelt es auf sich nahmen, den Teufel zu bannen, etwa wie jetzt ein Rattenfänger sich verpflichtet, in einer gewissen Zeit das Ungeziefer zu vertreiben. Man kann sich nichts Merkwürdigeres und Ergötzlicheres denken, als die folgende Teufelsgeschichte, die im Jahre 1574 in Zug spielte[34]) und in den Wickschen Büchern umständlich verzeichnet ist: Auf einer dortigen Allmend zeigten sich „öttwas gspenst und unghür", und die Folge davon war, daß das Vieh starb. Diese bedenklichen Zeichen suchten die Zuger erst zu verheimlichen, aber weil viele Leute die „fhürigen Mannspersonen" auf der Allmend sahen, wurde es dennoch allmählich „lutprecht". Nachdem das eine geraume Zeit gedauert hatte, nahm der Schaden so überhand, daß sich die Zuger entschlossen, einen Teufelbeschwörer aus Chur kommen zu lassen, damit er, wenn möglich, diese Teufel vertreibe. Am hohen Donnerstag saß der Teufelbeschwörer in Zug im Wirtshaus zur Krone und nahm das Nachtessen ein; hernach, sagte er, wolle er mit den vier Teufeln dran. „Ich fürcht, ich müsse eine böse Fart thun", sagte er beim Weggehen, „deshalb bittend Gott für mich." Der besorgliche Rat gab ihm zwei Männer zu allfallsigem Schutze mit, deren einer ein handfester Schlosser war, der den ganzen Vorgang einem Zürcher erzählte, von dem Bullinger wiederum alle Einzelheiten erfuhr. Um die zwei Begleiter zog der Beschwörer einen Kreis, den sie bei höchster Lebensgefahr nicht verlassen durften. Nun aber kamen die vier Teufel „flammet und brünnet" daher, der Teufelbeschwörer springt mitten unter sie, und das war das letzte, was die entsetzten beiden Männer von ihm sahen. Er war verschwunden, und es wurde nichts wieder von ihm vernommen. Was der Schlosser durchmachen mußte, als er sich nur ein klein wenig aus dem Kreise gewagt hatte, war nach seiner eigenen Aussage unbeschreiblich. Gerne, sagte er zu dem Zürcher, wolle er seinem Vaterlande, der Stadt Zug und seinen Herren und Oberen gehorsam sein, aber ehe er eine solche Gefahr noch einmal bestände, wolle er lieber Stadt und Land meiden.

Wenn die weiblichen Sünder das Feuer verzehrte, so drohte den männlichen Galgen und Rad. Wohl mindestens so oft wie den Scheiterhaufen hat Wick die Procedur des Räderns dargestellt; man glaubt wahrnehmen zu können, wie es ihm immer flotter von der Hand geht. Die Roheit der damaligen Zeit, die Menge der Verbrechen ist allgemein bekannt. Es wird bei Wick ein Mörder erwähnt, der 700 Menschen umgebracht hatte, ein anderer, der sich rühmte, 900 getötet zu haben, und freiwillig erzählte, er habe im Sinne gehabt aufzuhören, wenn die Zahl 1000 erreicht sei. Es ist dies der berühmte

Gnipperteinga, dessen Geschichte sogar ins Französische übersetzt bei Wick vorliegt und so mit märchenhaften Zuthaten durchsetzt ist, daß man eine entstehende Volkssage vor sich zu haben meint. Mit einem schönen Mädchen, das er sich geraubt hat, wohnt er in einer mit allem Prunk ausgestatteten Höhle, aber zuletzt verrät sie ihn, denn er hat die Kinder umgebracht, die sie ihm schenkte. Wenn die Gerippclein der Kleinen, an Zweigen aufgehängt, im Winde klapperten, pflegte er zu singen: Tanzt, Kinderlein, tanzt, Gnipperteinga, euer Vater, spielt euch zum Tanz.

Ebenso maßlos wie die Vergehen waren die Strafen. Mörder wurden gewöhnlich mit glühenden Zangen „gpfäzt", dann „geradeprochen" und zuletzt wohl noch „mit Endung des Todes" gespießt. Diebe wurden mit dem Schwerte gerichtet oder gehängt. Sogar Kinder wurden wegen geringer Entwendungen hingerichtet; einmal ein Knabe, weil er bei einem Morde aufgepaßt hatte, ob niemand komme. Wick hat zuweilen am Schlusse eines Jahres alle in Zürich gerichteten Verbrecher aufgezählt. Da wird ein Mann wegen „grausamen Schwörens und Gotteslästerns" mit dem Schwerte gerichtet, eine Frau aus demselben Grunde ertränkt, eine andere brauchte nur auf der Kanzel um Verzeihung zu bitten. Mißhandlung der Eltern wird mit dem Schwerte bestraft, Frauen, die ihre Ehemänner ermordet haben, werden lebend begraben, worauf ein Pfahl durch sie gestoßen wird. Mordversuche von Eheleuten untereinander scheinen überhaupt, wenn man nach Wick schließen darf, verhältnismäßig häufig vorgekommen zu sein. In eigentümlicher Weise erledigte ein Mann aus dem Berner Gebiet eine Streitfrage, die sich um Geldes willen zwischen ihm und seiner Frau erhoben hatte. Er nahm zwei Knüppel und sagte zu ihr, sie wollten damit aufeinander losschlagen, wer mit dem Leben davonkomme, solle das Geld haben. Das Duell endigte mit beider Tode. „Res mira, inaudita et carens exemplo" hat Wick am Rande bemerkt.

Ich hatte nach flüchtigem Durchgehen der bei Wick besprochenen Verbrechen den Eindruck, als seien bei ihrer Beurteilung häufig persönliche und andere Gründe maßgebend gewesen; in so großem Gegensatze steht manchmal weitgehende Milde zu verletzender Härte. Ein betrunkener Mann von Schlieren, der sein eigenes Kind erschlagen hatte, erschien der Obrigkeit wegen der strengen Worte, die das sterbende Kind an ihn gerichtet hatte, sogar trostbedürftig; er kam mit Zahlung einer Buße davon. Vollends befremdend und nur durch religiöse Parteilichkeit zu erklären ist die Teilnahme, die Wick einem Carli Affentranger von Hinwyl bei folgender Gelegenheit spendet: Carli Affentranger, ein Bettler, ein baumstarker Mensch, aber mit dem bösen Weh beladen, kommt in ein Wirtshaus in der March. Als drei dort anwesende Männer bemerken, daß er aus dem Züripiet ist, fangen sie an, ihn zu „käzeren"; es giebt Händel, der Zürcher entreißt dem einen von den Fremden sein Schwert und tötet ihn, die andern beiden verwundet er. Die Zeugen vor Gericht sind „so fromm und redlich an diesem Carli", daß er ohne Entgelt davon kommt, und jeder bekennt, dem Ermordeten sei recht geschehen, „und wenn er schon die andern auch erstochen, könnte diesem Bettler niemand unrecht geben, denn sy ihn für und für käzeret, er aber inen kein leyd gethan." Als Nota bemerkt Wick nicht ohne verhaltenen Triumph: „Wem mitt unruw wol ist, der find unruw". Später erzählt Wick, daß Carli Affentranger, der „us fulheit und Büberei" nicht habe arbeiten wollen, ins Gefängnis gekommen sei, sich daraus gewaltsam befreit und dann bei einem Mordversuche das Leben verloren habe, diesmal ohne Mitleiden an den Tag zu legen.

Was über die Wicksche Chronik die seltsam phantastische Beleuchtung wirft, sind vor allem die überall auftauchenden und sorglich vermerkten Wunderzeichen oder Prodigia. Welche Bedeutung Wick

selbst ihnen beimißt, erhellt daraus, daß er seine Zeitgeschichte wohl „Wunderbücher“ benennt, und in der That können für die Gläubigen die Zeichen der rote Faden vom Zorne Gottes sein, der sich durch diese „trübselige zyth“ hindurchzieht. Für Wick war es eine Thatsache, daß Gott der Welt das Künftige durch Vorzeichen ankündigt; es scheint ihm Herzenssache gewesen zu sein, es gegen jeden etwaigen Zweifler hartnäckig zu behaupten. Wenn dies Gesicht kein Vorbote der Kriege in Frankreich gewesen ist, sagt er einmal, so hat Gott niemals der Welt Vorzeichen von künftigem Jammer gegeben. Er hat mit Fleiß ausgerechnet, was jedes Gesicht hatte verkündigen sollen, und an Krieg, Pestilenz und Teuerung, den bedeutendsten Strafmitteln Gottes, fehlte es in jener Zeit ja nie. Im Jahre 1571 wird einmal mitgeteilt, eine Frau habe eine „schöne hüpsche Birne“ aufgeschnitten, da sei Blut herausgequollen. „Parisisch Blutbad 1572“ hat Wick am Rande vermerkt. Am 29. September 1571 schien die Sonne blutfarbig, „als ob nütt den rote wappen an den fänsteren gewäsen“. Das bezog Wick auf die Schlacht von Lepanto, die am 7. Oktober stattfand, und stellte das Wunderzeichen bildlich dar, wie es von dem Platz vor der Fraumünsterkirche aus beobachtet wurde.[35]) So verzeichnet er getreulich bei jedem Gesicht die „grausam pestilenz“ oder was sonst darauf gefolgt war. Zur besseren Beglaubigung fügt er auch wohl bei, wie wichtige Ereignisse der früheren Geschichte, die Einnahme Roms durch die Goten, der Einfall der Türken in Ungarn 1521, durch brennendes Feuer am Himmel angezeigt worden seien. In die Entstehungsgeschichte der Wunderzeichen wird man gelegentlich recht lebendig eingeführt: Eines Abends, als Wick mit seiner Frau beim Abendessen sitzt, kommt der Pfarrer Rudolf Wirz daher und sagt, er solle doch eilends kommen und den feurigen Himmel in Augenschein nehmen. Wick ist sogleich bereit und nimmt mit Staunen eine Röte wahr, wie etwa von einer Feuersbrunst herrührend. Auch der Wächter auf dem Münsterturm ist aufmerksam geworden und ruft herunter, daß jeder des großen Wunderzeichens Acht habe. Da mag alt und jung herbeigeeilt sein, wie man es auf unzähligen Holzschnitten und von Wick verfertigten Bildern sieht, wo die alten weisen Männer mit langem Bart und bedenklichem Gesichtsausdruck das bedrohliche Zeichen auslegen, indem sie mit dem Zeigefinger darauf hindeuten.

Auch hier kann der aufgeklärte moderne Leser zuweilen zwischen den Zeilen lesen, wie wenn bei Gelegenheit einer wunderbaren Helle in der Nacht gesagt wird: „Das aber nun sich leut finden, die auß solchem Gotteswerk ein Brunst, so in den Orten gegen dem Morgen ergangen, machen wöllen, da laß man sie hin machen. So auch etliche sagen wollen, da diese nachtleuchtung gleich kein Brunst angezeigt hatt, dennoch nichts unglückliches der Christenheit prophezeyen mügen, lassen wir auch mit irem warsagen dahin faren, als gute Epicurische gesellen, die den leuten in iren sünden und unbußfertigem leben in dieser grundsuppen welt noch dazu küssen und Bölster unterlegen.“ Soviel ich gesehen habe, sind es die bescheideneren Gesichte, als hauptsächlich Farbenerscheinungen am Himmel, die handschriftlich, von Wick oder seinen Freunden selbst gesehen, mitgeteilt werden. Die „gantz selzamen und erschrockenlichen“ bringen die Flugblätter mit grellfarbigen Holzschnitten: Wolkenberge, feurige Drachen, vielfache Sonnen, Ruten und Kruzifixe, kämpfende Heere, Schlangen, die einander beißen und so handgreiflich sind, daß Stücke davon zur Erde fallen. Man sieht an den Druckorten, wie ein solches Gesicht, einmal aufgetaucht, die Runde durch die deutschen Länder machte. Auf die Beschreibung des Gesichtes folgt in den Druckschriften immer eine moralische Auslegung: „Was aber solch Zeychen bedeut, ist Gott allein wissen, doch werden solchs die Gottesförchtigen in keinen Weg nicht verachten, sonder . . . ir leben bessern und mit seufftzen

warten auf ir erlösung von diesem Jammerthal." Aus den Androhungen, die gegen Ungläubige geschleudert werden, erhellt, daß es auch Zweifler gab; auch wird zugestanden, daß häufig lügenhafte Geschichten von Wunderzeichen verbreitet wurden. Im allgemeinen aber waren die Menschen jedenfalls geneigt und willig, Wunder zu sehen; man hat den Eindruck, als seien sie alle in beständiger Spannung, immer etwas erlebend, mit allen Sinnen dabei, als fühlten sie sich als handelnde Personen in einem bunten Roman, auf dessen Lösung sie selbst begierig wären. Wenn sie einen Raben länger als üblich auf dem Giebel eines Hauses sitzen sehen, so ist des Verwunderns und Händeringens kein Ende; selbstverständlich erscheint ihnen dagegen das, was wir als phantastische und verworrene Ausgeburten anstaunen.

Eine besondere Abteilung unter den Wunderzeichen sind die Mißgeburten. Auf die Auslegung der Monstra wurde großer Scharfsinn verwandt, sie geschah meist mit moralisierendem Endzweck. Von einer Wundergeburt in Ülzen (in der Nähe von Hamburg), einem schwarzen Lamm mit vier Ohren, acht Füßen und einem Affenmaul, wird gesagt: „Vielleicht wil Gott mit diesen vier Ohrichtem und acht füßichtem Monstro und seinem Affenmaul nur eine Contrafactur vorstellen, wie wir, die wir dem Lemlein Christo nachschlachten sollten, des Teuffels Affen werden", und so weiter. Selten werden politische Beziehungen gesucht, wie ich das bei einer Mißgeburt des Jahres 1538 sah, wo ein Hahn mit zwei Körpern und einem Kopf mit den damaligen Friedenshoffnungen in Zusammenhang gebracht wurde, „weil in einen jungen hanen und vogels gestalt ein cörper mit zweier cörper gliedern erscheinen, das vielleicht Keyserl. maiestat alß der adler und die kron v. Frankrych alß der han sich zusammen in einen leib verfügen."

Hätte nur das Volk diese Albernheiten mit Eifer aufgesucht, so würde das nicht befremden können. Aber die Gebildetsten versenkten sich mit nicht minderer Andacht in die fratzenhaften und zum Teil höchst widerwärtigen Darstellungen. Im Zürcher Spital kam im Jahr 1586 nach Aussage einer Hebamme ein Kind mit einem Katzenkopf zur Welt, welches sie aber gleich nach der Geburt begraben hatte. Darüber beklagten sich der Spitalprediger Hans Rud. Stumpf und die Ärzte Jörg Keller und Casp. Wolff, und geboten in künftigen Fällen dergleichen Mißgeburten sorgfältig für sie aufzubewahren. Man möchte denken, sie hätten durch ihr Zeugnis der Entstehung thörichter Gerüchte vorbeugen wollen; wahrscheinlich ist es, daß sie eben nur die allgemeine Wundersucht teilten.

Immerhin muß hervorgehoben werden, daß, wie schon im Eingang gesagt, natürlichere und zugleich wissenschaftlichere Denkart sich hervorwagte; die physici und mathematici sind vornehmlich ihre Träger und bringen ihre Theorien vor, wenn etwa ein Erdbeben oder Erdrutsch oder ein Komet betrachtet worden ist. Das Sachliche klingt zwar noch sonderbar genug, und man kann den Fortschritt zunächst nur in dem Versuch sehen, überhaupt eine natürliche Erklärung anzustreben. Gewährsmänner sind die Alten: „Anaxagoras hat dafür gehalten, daß solche Erdfelle kommen aus zusammenstoßung des fewrs und der lufft. Anaximenes hat gelehret, sie kommen vom Fewr, welches unter der Erden die Materien verzehre . . . aber dieser beiden Meinung werden von Aristoteles und Seneca verworffen . . . ." Natürliche Ursachen für das Erscheinen eines Kometen finden sich z. B.: „auß den Finsternussen, welcher zwo daß Jahr geschehen sind und von den Fewrigen schwefelichen dämpffen, so auß krafft der herrschenden Planeten, als Martis und Saturni, auffgehoben worden". Die Schriften, die Wick über den im Jahre 1577 beobachteten Cometen gesammelt hat, würden allein einen dicken Band anfüllen. Auch bei den mathematici spielt die

übernatürliche Ursache immer noch eine große Rolle; sie können sich nicht einigen, ob er eine stella comata oder barbata ist, aber darin stimmen sie überein, daß er, weil er bleich ist, nicht so viel böses verkündigt wie andere Zeichen. Es klingt doch aber recht vernünftig, wenn der Mathematiker Andreas Nolthius sagt, jedes Ding habe, laut Sokrates, eine Ursache; nun behaupteten etliche Gelehrte, der Komet habe deren keine, sondern werde gelegentlich von Gott geschaffen und schwebe, solange es Gott gefalle, am Himmel, um irgend etwas zu verkündigen; wenn das aber wahr wäre, so wäre es unmöglich, das Erscheinen eines Kometen vorzusagen, was man doch könne.

Auch die Nachrichten von neu entdeckten Tieren oder Pflanzen suchen durch Hervorhebung ihrer Merkwürdigkeit, Seltenheit, Größe sie dem Reiche der Wunder anzunähern. Daneben aber finden sich wiederum Beispiele richtiger Beschreibung und des ernstlichen Versuchs, eine deutliche Anschauung von dem fraglichen Objekt zu gewinnen. Man freut sich, unter so vielen Bildern, die einem die gräßlichen Verzerrungen der Wundergeburten vorführen, auch einmal einem unverkennbaren Löwen oder Auerochsen oder Walfisch zu begegnen, wie man sie sich nicht besser in einem Bilderbuch für Kinder wünschen konnte. Von einem „Fisch", den die beigegebene Illustration deutlich als Polypen ausweist, heißt es, er habe über tausend Krausen wie „Betlerschüsseln"; er wurde wie ein Wunder von Stadt zu Stadt geführt. Eine ausführliche Beschreibung kommt von einem „erschröcklichen Wurm, auf lateinisch Crocodili, auf deutsch Lindwurm" genannt. Mit unsrer modernen Seeschlange könnte man die hie und da entdeckten „Meerwunder" vergleichen. Ein im Tiber gefangener Fisch, der aussah wie ein Löwe und schrie und weinte wie ein Kind, wurde vor den Papst gebracht als Merkwürdigkeit.[36])

Sehr fein und anmutig ist das von Wick (oder einem seiner Freunde) verfertigte Bildchen von zwei Raupen, die deutlich als Ligusterraupen zu erkennen sind; „söllich würm", bemerkt er, „sind in etlichen gärten zu Frawenmünster gefunden". Daneben ein zierlich gemalter Schmetterling[37]) „ein sölch lebendige pfyffholteren mitt vierfachen Flüglen schickt mir Herr Ludwig Lavater d. 23. Mai 1584 als ein groß wunder, den niemand so alt, der ein sölichen vogel gesehen. Elsbeth Buchmannin, die stubenfrow uff der Chorherren, hatt in in irer kammer gefangen; wird ab dem kilchhoff hin geflogen sin." Das kann einen wohl an einen modernen Redaktor erinnern, dem man den ersten Maikäfer bringt, damit er die erfreuliche Frühlingsbotschaft bekannt mache.

Ganz wenig findet sich in den Wickschen Büchern, was einem in unsern Zeitungen etwa „Kunst und Litteratur" oder „Kunst und Wissenschaft" überschriebenen Abschnitt entspräche. Man könnte die Erwähnung dramatischer Aufführungen dahin rechnen, aber es werden solche mehr beiläufig, ein einziges Mal nur, soviel ich gesehen habe, um der Sache selbst willen gemacht. Da erzählt Wick wörtlich: „Am 12. Aprilis [1575] ward uff dem Münsterhof von einer Burgerschafft gespilt das Mal, welches küng Darius seinen Landsfürsten und hofflüthen zugericht. Auch von den dryen kamerdieneren, deren ein yeder das wysist rhaten wolt, Erstlich von der sterke deß wyns, vom künig, von den wyberen und der warheyt. Us dem dritten buch Esdrae am 3. u. 4. cap. Un diewyl deß selbigen tags rägen wätter ynfiel, mußt man, als der erst und ander Actus vorüber, darvon lassen, und ward morndes am 13. Aprilis wider angehept und vollbracht".[38]) Dann wird gelegentlich erwähnt, daß im April 1530 auf dem Münsterhof das Spiel vom verlorenen Sohn habe aufgeführt werden sollen, daß es aber unterblieben sei „darmitt sich die armen lüth nütt erbarmen müßtind, wan sy die fröud der wolhabenden sähend."

Durch eine andere gelegentliche Erwähnung erfahren wir, daß man, ganz realistisch, auch Vorfälle des alltäglichen Lebens dramatisierte und aufführte. Die Geschichte von drei Spielern, von denen der eine vom Teufel geholt ward, ist dem Leser der Wickschen Bücher durch Flugblätter und handschriftliche Mitteilungen bekannt. In Willisau im Kanton Luzern hatte der Vorfall stattgefunden. Der eine von den Burschen hatte sich verschworen, wenn er das Spiel nicht gewinne, Gott zu erstechen. Da er nun verlor, warf er, wie um seine Lästerung wahr zu machen, seinen Dolch über sich in die Luft. Der aber verschwand, und einige Blutstropfen fielen auf die Scheibe des Tisches, an dem die Spieler saßen. Im gleichen Augenblick erschien auch der Teufel und fuhr mit dem Gottlosen hinweg. Die beiden andern bemühten sich, den Tisch am nahen Bach vom Blute zu reinigen, wobei sie betroffen wurden, so daß der ganze Vorgang bekannt wurde. Der eine wurde sogleich von einer Schwäche befallen und von Läusen aufgezehrt, der andere wurde, als dem Teufel bedenklich nahe gekommen, hingerichtet, welche Strafe er für den durchschauenden modernen Leser wohl verdient zu haben scheint.[39]) In späteren Jahren führt Wick als die Ursache eines Unwetters an, daß diese Geschichte, „die ein grewel ist zu hören, geschwygen nachzethun" als ein Spiel zu öffentlicher Aufführung gebracht wurde; ein solcher Frevelmut müsse allerdings den Zorn Gottes herabrufen.

Etwas anderes sind die allegorischen Festaufführungen bei Gelegenheit von Bundesschlüssen zwischen den Orten, oder dann tendenziöse Darstellungen, wie solche im Jahr 1585 aus Freiburg mitgeteilt werden. Da führten die Jesuiten ein lateinisches Spiel von ihrem Patron S. Nicolaus auf, der in langer Rede ermahnte, beim alten Glauben zu verharren. Am folgenden Tage setzte der deutsche Schulmeister ein deutsches, wie es scheint ungleich dramatisch bewegteres Spiel in Scene: in dem brachte ein Engel eine katholische Bibel, bei deren Anblick der Teufel sich wand und drehte, während er eine lutherische, die hernach gebracht ward, küßte. Ferner ließ man darin eine Maus laufen, die von einer Katze gefangen und gefressen wurde. „Was sy darmit meinind ist wol abzenemen unnd zuerrhaten. In gratiam absque dubio D. Musculi, pastoris ecclesiae Bernensis."

Man kann unter diesen Aufführungen wohl auch den Schwertertanz erwähnen, den die jungen Männer in Zürich ausführten, auf dem Münsterhof, auf dem Rennweg, auf dem Fischmarkt. Die Knaben lernten diese kriegerischen Darstellungen den Erwachsenen ab und machten sie auf ihre Weise nach.[40]) Eine ernstere kriegerische Übung wurde im August des Jahres 1567 unternommen. Da zogen etwa 450 Bürger unter der Leitung von Hans Heinrich Lochmann mit Gewehr und Harnisch auf den Ütliberg, ein Ereignis, das Wick durch ein artiges Bildchen veranschaulicht hat.[41]) An den Folgen des Wassertrinkens bei der großen herrschenden Hitze starben hernach zwei von den Teilnehmern dieses Kriegsspieles.

Die wenigen Notizen, die ich fand, die auf ein außertheologisch wissenschaftliches Interesse deuten, will ich nicht unerwähnt lassen: sie beziehen sich auf Ausgrabungen, Funde aus der Römerzeit. Einmal waren es Münzen der Kaiser Aurelian und Probus, die zwischen Winterthur und Zürich gefunden und von Ludwig Lavater ausführlich beschrieben wurden. Ferner hatte ein Bürger von Augsburg, im Begriff in seinem Garten einen Hühnerstall anzulegen, ein „schönes altes römisches Pflaster" entdeckt, das man als Überbleibsel einer Kapelle ansah. Nebenbei rechnete man darauf, einen Schatz dort zu finden. Jakob Fugger, wird gemeldet, ließ alles abzeichnen, und der Entdecker hoffte, er werde ihm den Garten abkaufen.

Im Luzerner Gebiet, teilt Wick im Jahr 1577 mit, wurde unter den Wurzeln einer Eiche das Gebein eines „Riesen", aber ohne Schädel, gefunden. Leider fand ich keine weitere Auskunft darüber, was für Vermutungen man daran knüpfte, oder was damit gemacht wurde.

Kaum kann ich hoffen, dem Leser einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Wickschen Sammlung gegeben zu haben. Auch habe ich vielleicht ihre Färbung, das Licht, in dem sie das Zeitalter erscheinen läßt, nicht ganz getreulich wiedergegeben; denn da ich nicht daran denken konnte, die zahllosen Dokumente alle zu bewältigen, griff ich zunächst nach den auffallenden, die durch das vom Gewöhnlichen Abweichende die Blicke auf sich ziehen; so möchte ein mildernder, verbindender Hintergrund fehlen, wenn der Leser ihn nicht aus seiner Kenntnis der Zeit ergänzend hinzufügt. Eines vollends kann nur derjenige genießen, der sich an die Quelle selbst wendet, den Reiz nämlich, den sie durch die außerordentlich anmutige Sprache ausübt. Abgesehen davon, daß es lohnend sein möchte, die mancherlei Dialekte, die vorkommen, zu vergleichen, wird jeder seine Freude daran haben, wie gut die Menschen damals noch ihr Deutsch zu handhaben wußten. Wenn man sich an die endlosen verschrobenen Sätze erinnert, die man nur etwa 50 Jahre später bildete, in denen der Gedanke so vermummt ist, daß man ihn nur mit Mühe erkennen kann, begreift man kaum, wie ein so großer Wechsel so schnell eintreten konnte. Hier ist die Sprache im Durchschnitt klar und nicht ohne Grazie, oft von entzückender Naivetät, mit reizenden, ungesuchten Bildern geschmückt. Der umständliche Bericht von einer Hexe in Meissen, namens Heilwig, fordert durch ausdrucksvolle Darstellung die Kunst zur Nacheiferung heraus und würde wohl doch in ihrer Art, was Wahrhaftigkeit und Naivetät anbelangt, unerreicht bleiben. Wie erfreuen in einer Zeitung Stellen wie die folgende, wo nach Schilderung eines Unwetters verbunden mit Überschwemmung tröstlich hinzugefügt wird: „Es hatt aber der lieb Gott auch sein providentiam sähen lassen, und ein kleines Kindli (welches vor 5 Stunden in die wält kommen u. getoufft worden, deß mutter auch umkommen) in ainer mulden uff eim zwygli wunderbarlich by läben erhalten, das ihm kein leyd geschähen und noch läbt, das on zwyfel der lieb Gott selbs ist Schiffmann gwäsen und kein tröpflein wasser zum kind kommen lassen". Oder wenn ein Berichterstatter, dem ein weissagendes Kind im Walde erschienen ist, mit den Worten schließt: „Und da ich von dem Kind schied, that es sich in die höhe gleich einer spinnweb oder wie im herbst geschieht, wen der sommer schier weg will."

Herbststimmung, wie sie in diesen flüchtigen Worten so glücklich zum Ausdruck kommt, beherrscht auch die letzten Blätter in den Wickschen Büchern. Bis zu seinem Tode hat er zwar unermüdlich gesammelt, aber immer seltener sieht man seine eigene Handschrift, und die Illustrationen in den letzten Bänden sind, wie ich glaube, gleichfalls von einer andern Hand entworfen, die mir künstlicher, aber weniger drastisch zu verfahren scheint. Keine frohen Bilder entrollt die Zeit vor den sinkenden Augen des Alten: noch lebt Heinrich III. — auf Frankreich sind ja vornehmlich seine Blicke gewandt —, die Kriegslage ist keineswegs so, daß man Ursache hätte, auf einen glücklichen Ausgang der reformierten Sache zu rechnen. Aber das ärgste Leidwesen war es für den Zürcher Pfarrer, daß seine eignen Landsleute, die Krieger, die Heinrich von Navarra zugezogen waren, sich vom guten Wege hatten hinweglocken lassen, um mit dem Könige von Frankreich treuloserweise, wie Wick es ansah, einen Vertrag zu schließen.[42]) Die bitteren Klagen darüber füllen die letzten Seiten der Chronik. Da zählt er, auf den selber schon der Tod seinen Blick geworfen hat, „die meister uß allen Zünfften" auf, „so anno 87 inns Franckrych Inn den leidigen

Zug zum König von Navarra zogen, dehinden blyben u. gestorben sind". Der allerletzte Abschnitt trägt die Überschrift: „Von dem kläglichen heimzug unserer knächten uß Franckrich", und schließt mit dem schmerzlichen Ausruf: „Gott wells täglich bessern!"

Aber vollends rührt es uns, wenn wir unterm 20. Dez. 1587 auf einem der letzten Blätter die „böse nüwe Zytung uß Bern" über denselben Gegenstand lesen, wo die ganze Natur mit in die Trauer hineingezogen, und ein Zeichen über das andere gemeldet wird, daß durch unnatürliches Verhalten auch die seelenlosen Wesen einen inneren Aufruhr verraten: „Der Gugger ist vor 14 Tagen vorhanden gsin mit unnatürlichem gsang. Die Storche sind an etlichen ordten im Sybethal uff der grünen Matten gesehen worden, feiste wachteln hat man gefangen wie im Sommer . . . Die Murmelthierli hand sich uff den Alpen im Landt Sanen sehen lassen. Unser Bär inn der Stadt Graben truret sehr, will sich nit sehen lassen".

Aus einer so traurigen Welt schied Wick im Jahr 1588 hinweg, „vitae satur et cano venerabilis ore", wie es in einem Grab- und Lobgedichte auf ihn heißt. Ungern sieht der Leser die beiden Hände sinken, von denen ihn die eine durch eine blutige, verwüstete Erde leitete, während die andere unermüdlich nach dem Himmel deutete, der alle die Verwirrungen hier unten geknüpft habe und seinerzeit lösen werde.

Anmerkungen.

[1]) R. Graßhoff. Die briefl. Zeitung d. 16. Jh. Diss. 8. Leipzig 1877.

[2]) Wie sie Graßhoff schildert.

[3]) Solche beschreibt Jul. Otto Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse. 8. Leipzig 1879.

[4]) Das 19. Buch, welches das Jahr 1581 umfassen sollte, fehlt seit Anfang des Jahrhunderts. Ein Register über Buch 11–24 (1573–87) befindet sich unter den Usteri-Manuskripten auf der Stadtbibliothek Zürich.

[5]) Unter den 900 Druckschriften tragen 208 den Titel „Zeitung" resp. „Zeitungen", 9 davon konnte ich in Wellers Bibliographie der Zeitungen nicht finden. Die meisten Druckschriften sind aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, einige aus dem dritten und vierten Jahrzehnt, 7 aus den Zwanzigerjahren, eine von 1516, eine von 1489.

[6]) Sämtliche Citate sind, wenn nicht etwas anderes bemerkt ist, der Wickschen Sammlung selbst entnommen.

[7]) Et vigili studio lepidis signare libellis
Omnia funesti temporis acta tui. (S. Dürstelers Geschlechterbuch, Stadtbibl. Zür.)

Von Wicks Vorfahren nennt Dürstelers Geschlechterbuch Hans Wick, der in der Schlacht bei Murten mitkämpfte und zur Safran zünftig war, sodann Heinrich Wick von Marthalen, dem 1490 das Zürcher Bürgerrecht geschenkt wurde.

[8]) Dieselbe unbedingte Ehrfurcht vor Gedrucktem findet man auch jetzt noch bei ungebildeten Menschen.

[9]) Als das Volk in Chur einen betrunkenen Henker gesteinigt hatte (wozu es doch vom Mitleiden mit den armen Sündern bewogen war) bemerkt Wick: dominus nos servet a furore vulgi

[10]) Der betr. Knabe kam ins Gefängnis.

[11]) Die übrigens auch von den griechischen Göttern an den Menschen heimgesucht wurde.

[12]) So heißt es vom „Enderli v. Gätsch": er war „von lyb gar schwer und groß, sonst ein verruchter mensch mit schweren, spiten, frässen, susen, als der wält kindern art und gattung ist." Die „erschreckliche Historia vom Enderli Wirt zu Gätsch in der pfalz" findet sich bei Wick in derselben Weise erzählt, wie sie nach Scheffels Beigabe in der von ihm benützten Quelle dargestellt ist.

[13]) Die Gräfin Anna Alexandria v. Fürstenberg erzählte die Geschichte dem Seckelmeister Heinrich Thomann, von dem sie wiederum Heinrich Bullinger und Wick erfuhren. Die Gräfin v. Tübingen gebar bald nach dem Unfall ein lahmes Kind, das der Zürcher Wundarzt Felix Wirz, dazumal in Straßburg, vergeblich zu heilen suchte. 1580 traf Wolfgang Haller die alte Gräfin Fürstenberg mit dem lahmen Kinde in Baden.

[14]) S. das Bild auf Tafel 3.

[15]) Das ist auch ganz folgerichtig, denn erstens gab es viele Teufel, und zweitens konnten sie natürlich eine beliebige Gestalt annehmen Zu Überlingen waren, schreibt Vadian an Bullinger, an einer Kirche folgende Reime angeschlagen:

Ich frage hie on alle list:
Warum so vil tüfel und nur ein Gott ist?
Lieber Fründ. nun hab gedult,
Es ist der München und Pfaffen schuld,
Hettend sy in allen iren Mässen
So vil Tüfel als Herrgott gfrässen,
Werend Tüfel gar vertriben
Und irer keiner überblieben.

[16]) Die Briefe sind nicht selten in lateinischer Sprache geschrieben, ebenso manche Relationen.

[17]) Ich glaube nicht, daß diese Berichte in der Wickschen Sammlung zahlreich genug sind, daß man sich danach ein Urteil über die mehr oder weniger große Regelmäßigkeit ihres Erscheinens bilden könnte. Auch weiß man natürlich nicht, ob Wick überhaupt regelmäßig oder nur mehr zufällig mit ihnen versehen wurde

[18]) Wohl derselbe, der weiter unten als Leiter des Auszuges auf den Ütliberg erwähnt wird.

[19]) Eine Notiz von Wicks Hand sagt, das Flugblatt sei nicht nur in Insbruck gedruckt, sondern auch dort gekauft, durch Jac. Burkart den Läufer.

[20]) Es ist bemerkenswert, daß diese Darstellung sich der Auffassung nähert, wie sie durch die neueste Forschung als richtig angenommen ist.

[21]) Nachricht von Ausburg v. 4. Mai 1573.

[22]) Kurz vor seinem Tode, wird berichtet, habe der kranke Kaiser als letztes Mittel eine Jungfrau aus Ulm kommen lassen, die eine Ärztin und in solcher Krankheit erfahren sein solle.

[23]) Recht charakteristisch heißt es in einer Flugschrift, wo die Deutschen zur Teilnahme am Türkenkriege aufgefordert werden: Wach auff der Edle Teutsche Nation . . . Laß deine närrische Disputationes, die du selbst nicht verstehest, fallen . . .

[24]) Besonders reich ist das Material über die Parteikämpfe in Graubünden. Joh. v. Planta, das Haupt der kathol. Partei, soll bei seiner Hinrichtung, die im Frühjahr 1572 stattfand, auf schreckliche Dinge hingewiesen haben, die in einem halben Jahre sich ereignen würden. Man schloß später daraus, er habe um die damals schon geplante Bartholomäusnacht gewußt.

[25]) S. das Bild auf Tafel 1.

[26]) Unterwegs wurden den Reisenden von ihren jeweiligen Wirten die Sehenswürdigkeiten gezeigt: in Sarnen der Rock und die Hütte des Bruder Claus, zwischen Sarnen und Stans das Loch, wo Winkelrieds Drache gehaust haben sollte, auch die Tellsplatte wurde in Augenschein genommen.

[27]) In Freiburg wurde in den 80er Jahren ein Pasquill gefunden, in dem es hieß: Die Zweifelgläubigen von Zürich, die Kelchdiebe von Bern, die Abgöttischen von Luzern, die Geldfresser von Uri, die Blutegel von Schwyz, die Straßenräuber von Unterwalden, die Münzfälscher von Zug, die Juden von Basel, die vergünstigen, nydigen hoffärtigen Bettler von Freiburg . . . sind alle des Teufels Schulgesellen.

[28]) S. das Bild Tafel 1. Im dazu gehörigen Texte heißt es: „Wie diser zyt im Aprellen (1576) die straal in das Schaffhuser huß under züne geschlagen (soll obere Zäune heißen). Am 13. Aprilis was gar ein heyßer Tag . . . glych als die glogg sächs geschlagen, kam ein rägen und ein blizg mitt einem grusamen und erschrokenlichen Tonnerklapff, also daß die stral dem Rudolf Ziegler, Amptman im Schaffhuser Huß, das Hirzenhorn uff dem Tach mitt sampt vielen zieglen hingenommen und an die gassen geworffen . . . Der Alten Bluntschtinen die irr bhusung im Schaffhuser Huß ghan, hat der dunst, sy und iren tochterman, ein Tischmacher sines Handwercks, Jacob Riettman genannt, niedergeschlagen, also das man sy für tod in der oberen und underen stuben uffgeläsen, aber nach und nach wider zrecht kommen. Der tochterman hatt öttwas schadens an sinen augen empfangen, der schwiger aber, namlich der Bluntschlinen, hatt der dunst alle häfftli an dem linggen stiffel uffgelöst und uff dem Rist das läder zermürset, davon iren bas beyn gar rot worden.“

[29]) Bei dieser Gelegenheit wurde ein Mann von Affoltern verhaftet, der nicht nur kein Mitleiden gezeigt, sondern vielmehr greuliche Worte geredet hatte, nämlich er wollte, daß nicht nur der Turm, sondern das ganze Münster mitsamt der Stadt verbrannt wäre, denn die in der Stadt hätten zu essen und ließen die draußen Mangel leiden. Der Mann mußte auf der Kanzel Abbitte leisten, während ein anderer von Kloten wegen ähnlicher Äußerungen mit dem Schwerte gerichtet wurde.

[30]) Tobias Egli von Frauenfeld, seit 1566 Pfarrer in Chur, 1574 an der Pest gestorben.

[31]) Christ. Froschauer teilt mit, im Jahr 1564 seien in Frankfurt an der Pestilenz gestorben, „bis Wienacht 146 Burger, 172 Burgerinnen, 546 Handwerksgesellen und Frömbde 848 tütsche kinder 73 wälsche Kinder“; ferner von Weihnachten bis zur Messen 500 Menschen.

[32]) Das Zürcher Ehegericht übermittelte diesen Fall in peinlicher Verlegenheit dem Rat zur Beurteilung, der aber auch nichts damit anzufangen wußte und die Akten dem Ehegericht wieder zurückschickte. Der endgültige Beschluß scheint gewesen zu sein, die Eheleute sollten bei einander bleiben und zu Gott beten.

[33]) Brief des Goldschmiedgesellen Peter Wolff aus Dänemark an Dr. Casp. Wolff. Peter ist der Sohn des Theologen Joh. Wolf, der als Jüngling mit Wick die Schule von Kappel und die Universität von Tübingen besuchte. Sein Bruder Caspar war Arzt in Zürich. Peter ließ sich später als Goldarbeiter und Wardein am brandenburgischen Hofe nieder.

[34]) Wohl dieselbe Geschichte, die Simmler in einem Brief an Pythonus zu Paris erwähnt, s. Vulliemin, Geschichte d. Eidgenossen im 16. und 17. Jh. II. S. 219.

[35]) S. das Bild auf Tafel 2.

[36]) Zur Fastnacht wurden in Rom vor dem Papst „vil affenthür und spektakel“ aufgeführt „von selzamen wunderbarlichen thieren“. Bei der Gelegenheit sattelte ein Italiener eine Kuh, setzte sich darauf und sagte: jetzt reite ich auf der Schweizer Mutter. Ein Schweizer Gwardiknecht von Meilen drohte, wenn er das noch einmal sage, werde er ihn mit der Hellebarte züchtigen. Der Italiener wiederholte seine höhnende Rede, worauf der Schweizer ihn tötete. Er wurde nicht dafür bestraft.

[37]) Ein Segelfalter.

[38]) Das Stück ist Murers Zorobabel. Man findet eine ausführliche Beschreibung der Aufführung in Bächtolds Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. S. 362.

[39]) S. das Bild auf Tafel 3.

[40]) Diese Notiz ist auch erwähnt in Bächtolds Geschichte der deutschen Litt. in der Schweiz, Anmerkungen S. 64, wo noch mehreres über die Schwerttänze.

[41]) S. Tafel 2.

[42]) Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen hatten zwar das Reislaufen verboten, duldeten aber unter der Hand die Bildung von Hülfsregimentern für Heinrich v. Navarra. Oberst der zürcherischen Fähnlein war Caspar Krieg von Bellikon, wohl derselbe, den Wick einmal als den Leiter eines Theatertanzes erwähnt. Von den heimgekehrten Hauptleuten wurden in Zürich einige mit dem Tode bestraft (Caspar Krieg wurde begnadigt), weniger wegen der Teilnahme an dem offiziell verbotenen Kriegszuge als auf die Anklagen der im Kriege übel vernachlässigten Knechte. S. Segesser, Ludw. Pfyffer und seine Zeit. III. S. 218–280.

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.
1865. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pellikan.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrter, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.
1888. Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpf's Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
1894. Gottfried Keller als Maler.
1895. Die Wickische Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich.

